

Hinterm Dachfenster.

Ein Großstadtlied von Max Wundtke.
(Fortsetzung zu Nr. 175.)

Hedwig merkte wohl, daß er etwas auf dem Herzen habe und mit der Sprache nicht heraus wollte. Schließlich aber mußte es doch herunter, ganz zuletzt, als er die Klinke zum Gehen fast schon in der Hand hatte.

„Ich habe heute an meine Tante in Halle geschrieben“, sagte er leicht hin und nebenbei, als handelte sich um die gleichgültigste Sache der Welt.

Das Mädchen sah ihn erschrocken an.

„Erich!“

„Ja, ich — wußte mir keinen Rat mehr.“

Hedwig hatte sich gefest und legte jetzt die Hände müde in den Schoß. Ihr war zumute, als müßte sie aufschreien vor bitterem Weh; aber sie schien gefast, als sie leise sagte:

„Das hättest du nicht tun sollen, Erich.“

Er zuckte die Achseln.

„Deine Tante hat sich losgesagt von dir. Meinst du, daß du sie umstimmen könntest?“

Der junge Mann lachte bitter auf.

„Ich habe gar keine Hoffnung.“

„Und warum dann erst diese Demütigung, Erich?“

„Ich weiß nicht. Vielleicht war es, um nichts unversucht zu lassen. Sie soll wenigstens wissen, wie die Dinge liegen, damit sie sich nicht etwa einmal darauf berufen kann, sie hätte von der Sache nichts gewußt. Diese Entschuldigung soll sie nicht haben. Ich kenne ihre Menschenfeindlichkeit und ihren Eigensinn zur Genüge, um irgend etwas zu erhoffen. Und dann — ich glaube fast — bin ich die ihr verhasste Person auf Gottes Erdenrund. Nein, zu erhoffen ist nichts, aber ich wollte auch nichts unterlassen.“

Hedwig blickte seufzte tief auf.

„Ich wollte, du hättest diesen Schritt nicht getan.“

„Nun, denken wir, es wäre nicht geschehen.“

„Sie ist eine harte Natur, und sie wird über deine Demütigung triumphieren, weil du nicht nach ihrem Willen tatest. Das schmerzt mich.“

Noch geraume Zeit, als er gegangen war, saß sie still auf ihrem Stuhl, die Hände untätig in den Schoß gelegt, mit traurigen Mienen vor sich hinstarrend, die Augen träb umflort.

Plötzlich fing der Vogel an zu schlagen.

Sie fuhr erschrocken zusammen, seufzte noch einmal tief auf und dann ging's wieder — surr — surr — surr. Raslos klapperte die Nähmaschine bis gegen Abend, wo zum zweitenmal an ihre Tür gepocht wurde.

Mit freudestrahelndem Gesicht erschien Erich Stieler im Türhaken, in der Erregung hin- und herfahrenden Linken einen Brief in blauem Geschäftsumschlag.

„Darf ich kommen?“ fragte er bescheiden.

„Aber bitte, Erich! Hast du eine Nachricht? Du siehst so freudig aus!“

Stieler schloß die Tür hinter sich, eilte dann auf das Mädchen zu und schloß es stürmisch in die Arme.

„Denke dir, Hedwig, ich habe eine Stellung!“

Überrascht fuhr sie auf. „Erich! Wirklich? Welches Glück!“

Mit der Stelle hatte es allerdings seine Richtigkeit, aber Grund zu übermäßiger Freude war eigentlich kaum vorhanden. Eine Zeitung in einer größeren, etwa zwei Eisenbahnstunden von Berlin entfernten Provinzialstadt war bereit, ihn als Stenographen, Berichterstatter und Redaktionsmitglied vorläufig auf ein Probevierteljahr mit einem Gehalt von hundert Mark im Monat anzustellen. Er konnte sich jedoch eine „Lebensstellung“, wie der Verleger schrieb, schaffen, da sein Gehalt bis zu zweihundert Mark im Monat erhöht werden würde, falls er sich redlich bemüht und befähigt erweisen sollte, auf die Fingerringe und Weisheit und die „Intentionen“ des Herrn Verlegers einzugehen.

Hundert Mark waren allerdings nicht viel, aber immerhin besser als nichts, und der Unglückliche, der sich langsam, aber sicher in das fürchterliche Großstadtelend hinabgleiten sieht, aus dem es nur selten ein Emporklimmen gibt, dankt Gott auf den Knien für das plötzliche Geschenk von hundert Mark im Monat.

O, das war wieder einmal eine Freude im Dachkammerchen! Hübsch war's ja freilich nicht, daß Stieler schon morgen früh abreisen sollte; aber was half's? Hin und wieder könnten sie einander wohl sehen, und dann wollten sie fleißig schreiben, recht lange Briefe, so viel die Post nur für einen Groschen befördern wollte, ganz gewiß nicht unter vier Seiten. Aber ohne Postskriptums, bat sich Stieler scherzend aus.

Sechstes Kapitel.

In den letzten Tagen hatte die stete Sorge um Erich und um ihre Zukunft Hedwig so in Anspruch genommen, daß sie ihre mütterliche Freundin darüber fast vergaß. Ein oder zweimal in der Woche, mindestens aber Sonntags war sie stets auf ein Ständchen zu Frau Lina gegangen, hatte dort bei Kaffee und Kuchen mit ihr geplaudert und sich auch angelegentlich um die gesamte griechische Götterwelt gekümmert.

Darin war eine Zeitlang Stillstand eingetreten. Als aber Stieler seine Stellung angetreten hatte, begann sich das Mädchen wieder auf ihre mütterliche Freundin und sprach nun öfter dort vor.

Auf diese Weise hatte sie die Position, die ihr im Herzen des weiblichen Sonderlings eingeräumt war, immer mehr befestigt. Die Götter Griechenlands

machten ihr aber auch ein ganz unbezahlbares Vergnügen, von Apoll gar nicht zu reden, der sie jedesmal mit Freudenstrahlen begrüßte, die mit der Würde eines Rufengottes schwer zu vereinbaren waren.

Daß in diesem Hunde-Olymp manches überhaupt ganz anders zuging, als man dem klassischen Muster gemäß eigentlich annehmen müßte, geht schon zur Genüge aus dem Umstande hervor, daß die keusche Diana zu der Zeit, als Hedwig Bolland wieder bei Frau Lina auftauchte (es war am Tage von Erichs Abreise), ihre sorgende Herrin in lebhafter Betrübniß versetzt hatte.

Sie schien das himmlische Schlaraffenleben einmal satt bekommen zu haben, hatte einen unbewachten Augenblick benützt, um auf die Straße zu gelangen, wo sie sich fast vierundzwanzig Stunden lang wie zum Hohn, auf ihre gute Erziehung und klassische Würde ganz vergessend, mit einer Schar vulgär klaffender Dackel und plebejischer Roppel in der sündhaftesten Weise herumtrieb und dann sehr spät, in aller Herrgottsfrühe, nach dem Muster wenig empfehlenswerter Ehemänner, die ihren Hauschlüssel „vergessen“ haben, vor der geschlossenen Haustür einen Höllenlärm vollführte, bis Frau Lina aus ihren süßen Träumen emporfuhr und das Mädchen hinunterschickte, um der Durchbrenerin die Rückkehr zu den himmlischen Penaten zu ermöglichen.

Ach, und wie sah die „gute Diana“ aus — sie wurde der Kürze wegen immer Dina genannt! Dabei war sie erst am vergangenen Tage mit ihren olympischen Geschlechtsgefährtinnen in einem großen Waschschiff der üblichen gründlichen Reinigung unterzogen worden.

Diese Reinigungsprozeduren waren trotz des bekannten Seifenextraktes, der bekanntlich den Waschtrog zum Feiertag machen soll, ein Schreden der fast mit jedem Monde bei Frau Lina sich erneuernden Dienstmädchen. Mittwochs kamen die „Herren Hunde“, wie die letzte „Anna“ spöttlich sagte, Sonnabends die „lieben Damen“ in das Bad, was aber die ganze Gesellschaft in der Ansicht, daß Väternehmen gewiß nicht zu den Obliegenheiten von olympischen Göttern gehöre, in einen Zustand bodenreiner Renitenz versetzte, dem die gnädige Frau durch belehrenden und begütigenden Zuspruch, die Anna aber durch heimliche Puffe und durch derb zugreifende Hand zu begegnen suchte.

Machte das Mittel der Frau Lina gewiß einen sehr anheimelnden Eindruck, so hatte dasjenige der Anna den Vorteil einer leidlichen, zweckentsprechenden Wirksamkeit. Die volle Wirksamkeit war natürlich erst nach vielen, vielen Scharmüßeln möglich, die gewöhnlich den ganzen Tag in Anspruch nahmen und auf beiden Seiten eine raffinierte Strategie entwideln ließen, die groß genug war, einen neuen Witz daraus zu formen.

Gewöhnlich entschlüpfte so ein möglichst langhaariger Köder tiefend seiner Badewanne, um mit schadenfrohem Bauwau seinen wässrigen Weg durch sämtliche Zimmer der Wohnung zu nehmen, nach-einander auf sämtlichen Fauteuils die Entwidlung der nun kommenden Szene abzuwarten und dann auf dem erhabenen Veloursteppich rund um die Tischfüße ein feuchtfrohliches und geisteslos, überaus unterhaltendes Haschspiel zu veranstalten. Wenn er sich dann mehr aus Gutmütigkeit, als der Notwendigkeit gehorchend, endlich gefangen nehmen und zum Zwangsbade abführen ließ, so hatten in der Regel die anderen bereits ein freiwilliges Bad genommen und suchten nun die feuchten Spuren ihres gewiß anerkenntenswerten Reinlichkeitsfinnes in der ganzen Wohnung gleichmäßig zu verteilen.

Ein solches Reinmachungsferiöso war auch dem Tage vorangegangen, an dem die würdelose Diana von ihrer irdisch gemeinen Bummeltour zurückkehrte.

Beckmüht, zerzaust, zerkratzt — schlimmer konnte selbst die echte Diana nicht ausgesehen haben — wenn sie bei strömendem Regen eine ihrer beliebten Extratourfahrten unternommen.

Und das ganze Gewitter entlud sich nun auf das Haupt der Anna. Alles, was Frau Lina nur an Liebenswürdigkeiten aufzutreiben vermochte, mußte Anna auskosten. Gewiß ist, daß Anna mehr zärtliche Zuneigung für ihren Schatz empfand als für die ganze Götterherrlichkeit der Hundegenossenschaft, die sie in feltamer zoologischer Begriffsverwechslung „für die Kat“ erklärte und am liebsten durch die Bank vergiftet hätte. Und schuld war die Anna auch, daß die Diana überhaupt erst entwischen konnte, das war nicht zu leugnen. Also bekam die Anna ums Morgengrot ihre Kündigung, und Frau Lina schwor Stein und Bein, überhaupt kein Mädchen mehr ins Haus zu nehmen. Sie sei froh, das gewissen- und herzlose Bad los zu sein und werde sich mit einer Aufwärterin begnügen, die ihr für ein paar Vormittagsstunden die schwersten Arbeiten abnehme.

Da tauchte Fräulein Bolland wieder auf, und sie mußte sich's nun gefallen lassen, weiblich ausgescholten zu werden. Wo sie so lange gekostet habe? Ob sie denn keine Liebe mehr zu Bolland und kein Herz für die arme, alte, einsame Frau hätte? Und es klang bedeutend klagender und zärtlicher als bei der entlassenen Anna.

Frau Lina — einen anderen Namen wußte Hedwig nicht, und die Hundemamsell, wie sie in der Nachbarschaft genannt wurde, wünschte auch keinen anderen zu hören — hatte nun einmal die kleine Hedwig in ihr Herz geschlossen. Ob sie ihr nun das bescheidene, herz-

liche und unbedingte Wesen oder ihre überaus sympathische Erscheinung oder ihre Tierliebhaberei als besonders rühmendwert anrechnete, war nicht festzustellen. Tatsache ist, daß die Freundschaft der beiden Damen bald sehr innig wurde, so innig, daß Frau Lina bei einem besonders gut geratenen Täßchen Kaffee ihre Zurückhaltung ausgab und das junge Mädchen einen Blick in ihre Vergangenheit tun ließ.

Auch sie war einmal jung gewesen, wenn's auch schon lange her war, und auch sie war einst ein lebensfrisches, lustiges Ding, das eher an alles andere, als an seltsame Schrollen dachte.

Sie stammte aus sehr guter, aber ganz mittelsofer Familie. In dem Hause ihrer Eltern verkehrte ein junger Offizier, in dem sich für sie im Laufe der Zeit das vollkommenste Ideal der Männlichkeit verkörperte. Kurt von Littrow war tatsächlich ein schöner Mensch und Kavaliere dazu vom Scheitel bis zur Sohle. Er war nicht minder begeistert von seiner entfernten Verwandten, wie sie von ihm, und so hatte sich bald ein geheimes, zwar noch unausgesprochenes, aber nicht minder inniges Einverständnis zwischen beiden gebildet.

Von beiden Eltern wurde die Sache mit wohlwollenden Augen betrachtet, obwohl Frau von Littrow, die Mutter des jungen Offiziers, ihr Gesicht manchmal in bedenkliche Falten legte, wenn sie an die beiderseitigen Vermögensverhältnisse dachte.

Die Littrows waren nichts weniger als reich. Die Bewirtschaftung des Gutes brachte eben so viel ein, daß Kurt mit Ehren bestehen konnte. Mutter und Schwester lebten sehr zurückgezogen und stellten keine Anforderungen an das gesellschaftliche Leben. Von Barvermögen war also keine Rede. Nun wußte Frau Littrow allerdings, daß die Eltern ihrer künftigen Schwiegertochter durchaus nicht reich waren; inbess-nahm sie die äußere Position derselben als Maßstab für die Beurteilung ihrer Vermögenslage an und gelangte so zu dem Schlusse, daß immerhin so viel Kapital vorhanden sein müsse, um selbst im Falle einer Verheiratung Kurt die Fortsetzung seiner militärischen Laufbahn zu ermöglichen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Wissenschaft.

Wissenschaft. Über den Anthropologentag in Posen wird weiter berichtet: Nachdem der Vorsitzende Hofrat Dr. Schütz-Heilbronn die Tagung eröffnet hatte, folgte eine Reihe von Begrüßungsansprachen des Vertreters des Oberpräsidenten, des Vertreters der Stadt Posen, des Landeshauptmanns v. Dziembowski, ferner der verschiedenen wissenschaftlichen Vereine und Körperschaften, des Rektors der Akademie in Posen und des Direktors des Kaiser Friedrich-Museums und vieler anderer. Hierauf berichtete Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Waldeyer-Berlin über das 50jährige Jubiläum der Anthropologischen Gesellschaft in Paris. Dr. E. Blume-Polen sprach über „Die Aufgaben der Vorgesichtsforschung in der Provinz Posen“, Prof. Dr. E. Fischer-Freiburg über „Beobachtungen am Kasardvolf in Deutsch-Südwestafrika“. Am Nachmittag fanden Besichtigungen der vorgelegten Sammlung und Ausstellung im Kaiser Friedrich-Museum und der Sammlung der polnischen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften statt.

Am vergangenen Montagabend ist in Genf der sechste internationale Psychologenkongress eröffnet worden. Es liegen 527 Anmeldungen vor. Die Begrüßungsrede hielt Prof. Flournoy-Genf.

Aus Berlin meldet man: Eine Summe von 25 000 M. ist dem von Prof. Dr. Kernst geleiteten physikalisch-chemischen Institut von privater Seite übermittelt worden. Die Stiftung ist für thermodynamische Arbeiten bestimmt.

Der Universität zu Cambridge stellte Baron Bruno Schröder im Namen der Firma F. Henry Schröder u. Co. in London 20 000 Pfd. Sterl. zur Dotierung einer Professur für Deutsch zur Verfügung.

† Prof. Karl Sachs, der bekannte Romanist und Lexikograph, ist in Brandenburg a. d. am vergangenen Sonntag gestorben. Außer romanistischen Studien und Schulausgaben französischer und englischer Autoren ist als sein 1863 begonnenes, mit Césaré Billatte und anderen vollendetes Hauptwerk zu nennen das im Beilage von G. Langenscheidt erschienene „Enzyklopädische Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache“.

† Aus Heidelberg berichtet man: Geh. Kirchenrat D. Dr. Adolf Hausrath, früherer ordentlicher Professor der Theologie an der hiesigen Universität und Ehrenbürger der Stadt Heidelberg, ist im 73. Lebensjahre gestorben. Der Verstorbene war im Jahre 1903 Rektor der Heidelberger Universität, deren Rektor bekanntlich der jeweilige Großherzog von Baden ist. Unter seinen Schriften sind vor allem zu nennen: „Neutestamentliche Zeitgeschichte“, woraus sein Werk „Der Apostel Paulus“ einen Ausschnitt bildet, „Religiöse Reden und Betrachtungen“, „David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit“, „Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts“ und die im Jahre 1904 erschienene zweibändige Darstellung von „Luthers Leben“. Unter dem Pseudonym George Taylor erschienen von ihm die historischen Romane: „Antinous“, „Alitia“, „Jetta“ und „Estriede“, unter seinem eigenen Namen: „Unter dem Katalpenbaum“, „Pater Maternus“, „Potamiana“ und „Die Albigenserin“.

Literatur. Im Berliner Lusttheater erzielte Ernst Ritterfeldts neues Schauspiel „Der stille See“ bei der Erstaufführung einen starken äußeren Erfolg.